

Günter Rombold

Kirchenräume als Begegnungsorte

♦ Reiseführer, Ansichtskarten und Tourismusprospekte geben weltweit Zeugnis von der bleibenden Anziehungskraft und kulturellen Bedeutsamkeit von Kirchen, Kapellen und Klosteranlagen. Stellen diese irdischen Räume ein dennoch leicht übersehenes Potenzial christlicher Verkündigung dar, weil sie oft nur funktional auf die Glaubensgemeinde begrenzt gesehen werden? Vermögen diese Stätten einer die Alltagswelt übersteigenden Wirklichkeitserfahrung nicht auch und gerade für jene Menschen eine religiöse Botschaft zu transportieren, die sich von der expliziten Fei ergemeinschaft der Kirchen entfremdet haben? Der Linzer Emeritus DDR. Günter Rombold, Doyen des Dialogs von Kunst und Kirche in Österreich, erläutert hier spezifische Raumqualität als markanten Bereich kirchlicher Öffentlichkeit und hervorragende Chance, mit suchenden Menschen – nicht zuletzt über das Mittel der Kunst – in Beziehung zu treten. (Redaktion)

Hermann Geyer, der langjährige Pfarrer für Touristen- und Stadtkirchenarbeit an St. Sebald in Nürnberg, berichtet: „Eine befristete Zählung ergab, dass über den Zeitraum des Jahres 1993 ziemlich genau 525 000 Menschen St. Sebald besuchten. Die Gegenüberstellung der fast exakt 10 000 Besucher/innen im Jahreswochenabschnitt mit Zahlen der vier sogenannten Zählsonntage des Jahres, an denen die Besucherinnen und Besucher aller Gottesdienste erfasst werden, ergab ein signifikantes Bild: Während im Schnitt ca. 270 Menschen Sonntagsgottesdienste besuchten, suchten jenseits davon in derselben Woche ca. 9 730 diese Kirche auf.“¹

Das gibt zu denken. Sicher lassen sich diese Zahlen nicht verallgemeinern; St. Sebald ist eine hochbedeutsame Kirche in einer viel besuchten Großstadt. In vielen Landgemeinden sieht das anders aus. Den-

noch stellt sich die Frage, warum so viele Menschen, darunter solche, die der Kirche fernstehen, gerne Kirchen besuchen. Zweifellos sind Kirchen zunächst für eine (christliche) Gemeinde gebaut. Dennoch sind sie darüber hinaus für die Öffentlichkeit bedeutsam.

Der Raum knüpft Beziehung und stiftet Kommunikation

Viele Kirchen – nicht alle – sprechen den Menschen als Menschen an, sie haben besondere Raumqualitäten. Das ist das, was man von einer Kirche erwarten kann – wobei verschiedene Kirchen durchaus verschiedene Raumqualitäten haben können, die aber immer auf den Menschen bezogen sein müssen. Das Wort ist hier in seiner ursprünglichen Bedeutung gemeint: „wie ein Raum beschaffen ist“ (vom lat.

¹ Hermann Geyer, „Sprechende Räume“, in: Sigrid Glockzin-Bever/Horst Schwebel (Hg.), Kirchen – Raum – Pädagogik, Münster 2002, 19. Vgl. auch ThPQ 151 (2003), 292–297.

„qualitas“). Die Beschaffenheit eines Raumes kann unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Hervorgehoben seien die ästhetischen, psychologischen und anthropologischen Raumqualitäten.² Unter den ästhetischen Qualitäten versteht man die formale Struktur und die ästhetische Wirkung eines Gebäudes. In der Kunstgeschichte war bisher diese Betrachtungsweise vorherrschend. Die Architekturpsychologie hat sich besonders intensiv mit dem Verhalten im Raum beschäftigt; im Vordergrund des Interesses stand die Frage, wodurch man das Verhalten fixiert und wodurch man es offen lässt oder zur Spontaneität und Aktivität provoziert. Es war besonders Herbert Muck, der festgestellt hat, dass Orte das, was sie sind, durch Handlungsbezug sind.³ Hier werden menschliche Beziehungen geknüpft, hier geschieht Kommunikation.

Die grundlegenden Raumqualitäten sind die anthropologischen. Anthropologie hinterfragt die empirischen Daten auf die Grundverfassung des Menschen hin, auf einen Gesamthorizont, in dem er sich erfährt und versteht. Martin Heidegger hat darauf hingewiesen, dass „Räumlichkeit“ ein Existenzial des Menschen ist.⁴ Der Mensch ist in seinem Leben immer und notwendig durch sein Verhalten zu einem umgebenden Raum bestimmt, weil er einen Leib hat und Leib ist. In der Tradition der Lebens- und Existenzphilosophie (Dilthey und Heidegger) steht auch jener Philosoph, dem wir entscheidende Einsichten in das Verhältnis von Mensch und Raum verdanken: Otto Friedrich Boll-

now.⁵ Ihm geht es nicht um den abstrakten, mathematischen, sondern um den „gelebten Raum“. Die Stellung des Menschen im Raum ist durch eine fundamentale Tatsache gekennzeichnet: durch seinen aufrechten Stand auf der Erde. Dadurch ist die Vertikalachse betont. Sie ist durch die Richtung der Schwerkraft bestimmt und in diesem Sinne objektiv gegeben. Das Oben und Unten ist die Richtung des Aufstehens und Hinfallens, des Hinaufsteigens und Hinabgehens. Diese Richtung ist so grundlegend für den Menschen, dass sie als Symbol für seine ganze Lebenssituation gelten kann. Der Mensch strebt danach, in allen Lebenssituationen „oben“ zu sein. Auch im religiösen Bereich spielt die Symbolik des „Oben“ und „Unten“ eine entscheidende Rolle. Die Bibel spricht unbefangen von einem Gott „im Himmel droben“. Dieser Vorstellung entsprechend haben die Menschen schon früh ihre Heiligtümer auf Bergen errichtet. Und in den Kirchenräumen spielt die Gestaltung der Decke eine wichtige Rolle, denken wir an die Gewölbe der Gotik oder an die optische Öffnung der Decke durch die Malerei des Barock. Es macht einen großen Unterschied, ob eine Kirche hoch oder niedrig ist. Der hohe Raum lenkt den Blick nach oben, der niedrige schafft den Eindruck der Geborgenheit. Man vergleiche nur hohe Räume von Rudolf Schwarz (St. Theresia in Linz) mit den bergenden Räumen von Emil Steffann (St. Laurentius in München).

Während der Gegensatz von Oben und Unten objektiv feststeht, sind die Richtungsschemata von Links und Rechts,

² Ausführlicher in: Günter Rombold, *Kunst – Protest und Verheißung*, Linz 1976, 23–45.

³ Herbert Muck, *Der Raum*, Wien 1968; ders., *Die Gemeinde entdeckt ihre Orte*, in: *Kunst und Kirche* 57 (1994), 39–41.

⁴ Martin Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen 1957, 110–113.

⁵ Otto Friedrich Bollnow, *Mensch und Raum*, Stuttgart 1963.

Vorn und Hinten subjektiv bedingt. Dabei hat Vorn und Hinten einen Vorrang vor dem Links und Rechts. Bollnow bemerkt: „Vorn ist für den Menschen die Richtung, der er sich mit seiner Tätigkeit zuwendet.“⁶

Noch wesentlicher scheint mir allerdings etwas anderes zu sein: Das menschliche Antlitz ist nach vorne gerichtet; nach vorne richtet sich sein Blick. Dieser wendet sich nicht nur der Arbeit zu, er sucht vor allem den Blick des Mitmenschen. Im Gespräch wendet er sich dem anderen zu; im Gegenüber entscheidet sich sein Geschick.

Vorne und Hinten erhalten eine weitergehende Bedeutung, wenn sie als Symbole für Zukunft und Vergangenheit begriffen werden. Auch das Verhalten in der Gruppe kann dadurch charakterisiert werden: Der eine steht vorn oder drängt sich nach vorne, während der andere sich bescheiden oder ängstlich im Hintergrund hält. Karl Kraus nimmt eine Zeitungsnotiz, in der von der „vorne und rückwärts andrängenden Menge“ die Rede ist, zum Anlass, um zu bemerken, dass der Österreicher „sich beim Wort ‚hinten‘ so sehr ertappt fühlt, daß er die größten sprachlichen Opfer bringt, um es zu vermeiden.“⁷

Auch bei den Kirchenbauten kann man zwischen den Wegkirchen, die nach vorne orientiert sind, und den zentral akzentuierten Räumen unterscheiden, die auf die Mitte hin angelegt sind. Wenn heute mit Vorliebe „bergende“ und „zentral orientierte“ Kirchen gebaut werden, so spricht daraus ein völlig geändertes Verständnis des Kirchenraumes und der sich darin versammelnden Gemeinde.

Zu den anthropologischen Raumqualitäten gehören natürlich nicht nur Oben

und Unten, sondern alles, was den Raum bestimmt: seine Situation, die Materialien, die Konstruktion, die Farbigkeit, das Licht. Nicht nur das Auge wird angesprochen, sondern auch das Gehör und der Tastsinn.

Um einen Raum ganzheitlich zu erfassen, muss man ihn durchschreiten. Dann kann man so überwältigende Erfahrungen machen wie in der Salzburger Franziskankirche. Betritt man die Kirche durch das romanische Portal, so kommt man in das dunkle romanische Schiff. Je weiter man voranschreitet, umso mehr öffnet sich der Raum auf den hellen, gotischen Chor hin. Staunend steht man vor dem Hochaltar von Fischer von Erlach mit Michael Pachers Madonna, der vom Licht umspielt wird. Ihn umschreitend, betrachtet man die barocken Seitenkapellen und wird sich bewusst, dass die Raumqualitäten geschichtlich geworden sind, bis sie sich so darstellen, wie das heute ist.

„Räume einer anderen Wirklichkeitserfahrung“ (Th. Sternberg)

Was macht nun das Besondere von Kirchenräumen aus? Ist es ihr „sakraler Charakter“? In den 1960er Jahren wurde diese Frage lebhaft diskutiert. Manche Theologen glaubten, das Sakrale als den katholischen Standpunkt gegen den Protestantismus verteidigen zu müssen. Im Gegensatz dazu wies Heinz Schürmann nach, dass das Neue Testament den Gegensatz von „sakral“ und „profan“ aufgehoben hat. Heinrich Kahlefeld formulierte: „Das Begriffspaar sakral und profan hat im Innenraum des Evangeliums keinen Platz.“⁸ Beiden ging es um die Relativierung des

⁶ Ebd., 51.

⁷ Karl Kraus, *Die Sprache*, München 1954, 28.

⁸ Heinrich Kahlefeld, *Neutestamentliche Beobachtungen zu der Frage „Profan oder sakral“*, in: *Das Sakrale im Widerspruch*, Maria Laach 1967, 38.

Sakralen im Bereich des Kultischen. Ich selbst stellte die Frage nach einer sakralen Kunst und Architektur. Dem christlichen Kirchenbau, so sagte ich, kommt weder eine Sakralität im ontischen Sinn zu, noch sei eine sakrale Atmosphäre anzustreben, die damals manchen Architekten vorschwebte.⁹ Das ist heute allgemein anerkannt.

Doch was versteht man überhaupt unter dem „Sakralen“? Zunächst einmal ist zu betonen, dass „Heiligkeit“ und „Sakralität“ nicht dasselbe bedeuten. Das Lateinische kennt einen Unterschied zwischen „sanctus“ und „sacer“. Es wird allerdings nicht immer zwischen beiden Begriffen unterschieden. Dennoch wird man sagen können, dass „Heiligkeit“ primär eine personale Kategorie ist; mit diesem Wort wird nicht notwendig eine Abgrenzung vom Profanen ausgesagt. Sakralität ist primär eine dingliche Kategorie; sie schließt immer das ihr entgegengesetzte Profane aus. Das gehört geradezu zu seiner Wesensbestimmung. Das Sakrale ist machthaltig. „Mit Macht geladene Gegenstände, Menschen, Zeiten, Plätze oder Handlungen nennen wir tabu.“¹⁰

Ganz deutlich wird dieser Unterschied, wenn wir die christliche Kirche mit dem griechischen Tempel vergleichen. Dazu Heinz Kähler: „Wo immer wir ihm [dem Tempel] begegnen, ist er von Anfang an Architektur. Als Bau hat er nur eine Aufgabe: Haus der Gottheit zu sein. Jeder einzelne Tempel ist das Haus eines bestimmten der vielen Götter. – Als ihre Stunde geschlagen hatte, war auch für den Tempel kein Bestand mehr... Wie der

neue Gott etwas so grundsätzlich anderes ist als die alten Götter, so gibt es zwischen Tempel und Kirche nichts, was ihnen gemein ist. Während der Tempel sich ganz in seiner äußeren Erscheinung als Baukörper verwirklicht, ist die Kirche von ihrem Urbeginn an bis heute Raum der um das Sakrament versammelten Gemeinde.“¹¹ Die Kirche ist Versammlungsort, Begegnungsort. Sie steht weder in der Tradition des jüdischen noch des griechischen Tempels, sondern der Synagoge und der römischen Basilika, die ebenfalls Versammlungsorte waren.

Im Zentrum des griechischen Tempels, der Cella, stand das Götterbild, so die riesige Statue des Zeus von Phidias im Zeustempel von Olympia oder die Statue der Pallas Athene im Parthenon. Der Gottesdienst fand nicht hier, sondern vor dem Tempel statt. Die Cella war tabu wie das Allerheiligste des Tempels in Jerusalem; zu ihm hatte nur der Hohepriester Zugang. Der christliche Gottesdienst findet im Inneren der Kirche statt. Diese sollte immer geöffnet sein. Auch außerhalb des Gottesdienstes hat der Gläubige – und nicht nur er – Zugang.

Es ist außerordentlich bedeutsam, dass im Neuen Testament die Person Christi an die Stelle des Tempels tritt: „Hier ist mehr als der Tempel“ (Mt 12,6). So kann Yves Congar den Befund mit den Worten zusammenfassen: „Jesus hat auf seine Person das alte Privileg des Tempels übertragen, der Ort zu sein, an dem man die Gegenwart und das Heil Gottes finden kann, der Ausgangspunkt, von dem aus sich alle Heiligkeit mitteilt.“¹² Daher kann

⁹ Günter Rombold, Anmerkungen zum Problem des Sakralen und des Profanen, in: Ders. (Hg.), *Kirchen für die Zukunft bauen*, Wien 1969, 69–95.

¹⁰ Gerard van der Leeuw, *Phänomenologie der Religion*, Tübingen 1956, 28.

¹¹ Heinz Kähler, *Der griechische Tempel*, Berlin 1964, 5f.

¹² Yves Congar, *Der Laie*, Stuttgart 1964, 133.

es heißen: „Gott wohnt nicht in Tempeln, die von Menschenhand erbaut sind“ (Apg 17,24).

Auch die Gläubigen werden als Gottes Tempel bezeichnet: „Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt? Wer den Tempel Gottes verdirbt, den wird Gott verderben. Denn Gottes Tempel ist heilig, und der seid ihr“ (1 Kor 3,16f).

So grenzt sich die frühe Christenheit deutlich vom Tempel und seinem Kult ab. Es ist allerdings nicht zu übersehen, dass es in der Geschichte des Kirchenbaues auch Ansätze zu einer Re-Sakralisierung gegeben hat, als die Abgrenzung nicht mehr nötig war. Man denke an die Errichtung des Lettners, der den Mönchschor vom gewöhnlichen Volk getrennt hat, oder an die Abschränkung des Presbyteriums, das nur dem Klerus, nicht den Laien vorbehalten war. Durch das II. Vaticanum sind diese Beschränkungen weggefallen, so dass der einhellige Raum dem ganzen Volke Gottes zur Verfügung steht. Hinter dieser Entwicklung steht die Theologie vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen. Die Liturgie wurde nun „als Feier der ganzen Gemeinde statt einer Feier für die Gemeinde“ verstanden.¹³ Thomas Sternberg urteilt: „Entscheidend war die Anerkennung der Laien in der Feier als vollgültig Handelnde und Beteiligte. Die Abtrennung eines liturgischen Handlungsraums, in dem neben dem Zelebranten nur ministrierende, männliche Mitwirkende zugelassen waren, erübrigte sich von selbst.“¹⁴

Aus der Erkenntnis, dass Kirchen keine sakrale Räume seien, leiteten man-

che Theologen und Architekten die Forderung ab, sie sollten neutrale Räume sein, die möglichst viele Funktionen ermöglichen könnten. Es entstanden in den späten 1960er Jahren sogenannte „Mehrzweckbauten“, deren Gestalt äußerst reduziert war, in denen man zwar ganz gut „Tischtennis spielen“, aber weniger gut Eucharistie feiern konnte. Diese Bauten wurden nicht angenommen, weil die Folgerung ein Fehlschluss war, der auf einer Verwechslung beruhte. Man muss die Gestalt eines Raumes von seinen Funktionen unterscheiden. Auch ein Raum, der mehrere Funktionen ermöglicht, kann großartige Architektur sein. Ein solcher Kirchenbau war die mittelalterliche Kathedrale.

Eindrucksvoll hat das Hegel beschrieben: „In solchem Dom nun ist Raum für ein ganzes Volk. Denn hier soll sich die Gemeinde einer Stadt und Umgegend nicht um das Gebäude her, sondern im Innern desselben versammeln. Und so haben auch alle mannigfaltigen Interessen des Lebens, die nur irgend an das Religiöse anstreifen, hier nebeneinander Platz. Keine festen Abteilungen von reihenweisen Bänken zerteilen oder verengen den weiten Raum, sondern ungestört kommt und geht jeder, mietet sich, ergreift für den augenblicklichen Gebrauch einen Stuhl, kniet nieder, verrichtet sein Gebet und entfernt sich wieder. Ist nicht die Stunde der großen Messe, so geschieht das Verschiedenste störungslos zu gleicher Zeit. Hier wird gepredigt, dort ein Kranker gebracht; dazwischen zieht eine Prozession langsam weiter; hier wird getauft, dort ein Toter durch die Kirche getragen; wieder an einem an-

¹³ Klemens Richter, *Kirchenräume und Kirchenträume*, Freiburg 1998, 12.

¹⁴ Thomas Sternberg, *Kirchenbau: Historische Vergewisserungen*, in: A. Gerhards/Th. Sternberg/W. Zahner, *Communio-Räume. Auf der Suche nach der angemessenen Raumgestalt katholischer Liturgie* (Bild – Raum – Feier. Studien zu Kirche und Kunst 2), Regensburg 2003, 66. Vgl. Rezension von Martina Gelsinger in: ThPQ 152 (2004), 208–210.

deren Orte liest ein Priester Messe oder segnet ein Paar zur Ehe ein, und überall liegt das Volk nomadenmäßig auf den Knien vor den Altären und Heiligenbildern. All dies Vielfache schließt ein und dasselbe Gebäude ein. Aber diese Mannigfaltigkeit und Vereinzelung verschwindet in ihrem steten Wechsel ebenso sehr gegen die Weite und Größe des Gebäudes; nichts füllt das Ganze aus, alles eilt vorüber, die Individuen mit ihrem Treiben verlieren sich und zerstäuben wie Punkte in diesem Grandiosen, das Momentane wird nur in seinem Vorüberfliehen sichtbar, und darüberhin erheben sich die ungeheuren, unendlichen Räume in ihrer festen, immer gleichen Form und Konstruktion.¹⁵

Sicher können wir nicht ins Mittelalter zurückkehren und auch nicht alle Nutzungen, die damals möglich waren, wieder einführen. Man denke daran, dass der Chor der Kathedrale in Chartres als Schlafstelle für die Pilger diente. Am Abend breitete man Stroh aus, das Volk ließ sich nieder bis zum Morgen, wo man Wassermassen durch den Chor leitete, so dass dort wieder Gottesdienste stattfinden konnten. Aber das, worauf es in unserem Zusammenhang ankommt, gilt auch heute: Kirchen sollen „zeichenhaft und variabel“ sein, wie wir ein Heft der Zeitschrift „Kunst und Kirche“ betitelt haben.¹⁶ Welche Nutzungen gewählt werden, entscheidet die Gemeinde, wobei zu betonen ist, dass es sehr verschiedene Kirchen gibt: Bischofskirchen, Pfarrkirchen am Land und in der Stadt, Wallfahrtskirchen, Kapellen usw.

Was wir von Kirchen erwarten, ist, dass sie „unalltägliche Orte“ sind, „Räume

einer anderen Wirklichkeitserfahrung“, wie Thomas Sternberg es äußerst glücklich formuliert hat.¹⁷ Und er fährt fort: „Jeder wird den Kontrast bemerken, der sich durch die Präsenz der Kirchen in den geschäftigen Zentren der Städte ergibt. Spätestens beim Betreten der Kirche fühlt man, dass es hier um etwas anderes geht, als um die materiell verwertbaren Elemente des Lebens: um Produzieren, Ansammeln und Kaufen; dass es hier um etwas die Alltagserfahrung Übersteigendes und um den Menschen selbst in seiner Würde geht.“

Das spürt auch der einzelne Beter, denn die Kirche ist nicht nur für die Liturgie da. Er kann die Erfahrung machen: „Hier ist gut sein“ oder, wie eine Unbekannte ins Gästebuch der Nürnberger Sebalduskirche schrieb: „Ich bin mit Sorgen gekommen und in Frieden gegangen.“¹⁸ Kirchen haben, wenn sie nur echte Kirchen sind, eine Atmosphäre, in welcher der Mensch leichter als sonst zum Gebet und zur Meditation findet. Das ist nicht die geringste „Funktion“ der Kirche – ein Wort, das wir in diesem Zusammenhang völlig unpassend finden.

Kirchen als Bedeutungsträger

Anfangs des 20. Jahrhunderts formulierte Cornelius Gurlitt das Programm von der „Liturgie als Bauherrin“. Das Wort wurde inspirierend für die Liturgische Erneuerungsbewegung, die entscheidenden Einfluss auf den Kirchenbau gewann. Doch Kirchen dienen nicht nur der Liturgie. Wir haben soeben bedacht, dass sie für den Einzelnen Besinnungs- und Medita-

¹⁵ G. W. F. Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik, Frankfurt/M. 1970, Bd. 14, 340.

¹⁶ Kunst und Kirche, 53 (1990), Heft 1.

¹⁷ Thomas Sternberg, Unalltägliche Orte, in: Kunst und Kirche 65 (2002), 140.

¹⁸ Hermann Geyer (s. Anm. 1), 32.

tionsraum sein können. Nicht zu überschätzen ist auch ihre Bedeutung für die Gesellschaft als Ganze. Jede Architektur ist Bedeutungsträger.¹⁹ Sie repräsentiert die Wertordnung einer Gesellschaft. Wenn man sich einer mittelalterlichen Stadt nähert, grüßen einen zuerst die Kirchtürme. Sie sind Ausdruck der christlichen Prägung dieser Gesellschaft. Natürlich waren die Erbauer keine Heiligen, sondern Menschen mit vielerlei Interessen. Kirchenbauten haben auch mit Prestige zu tun. Jede Stadt wollte die schönsten und größten Kirchen haben. Der Fassungsraum mancher mittelalterlichen Stadtkirche war größer als die gesamte Einwohneranzahl. Das geht bis ins 19. Jahrhundert: Bischof Rudigier baute in Linz einen Dom für 20 000 Menschen. In den 80 Jahren seit seiner Fertigstellung ist diese Besucherzahl nur ganz selten erreicht worden. Heute ist das anders: In vielen Großstädten überragen Hochhäuser die Kirchen (New York, Frankfurt/M. und andere Städte). Auch das ist Zeichen dieser Gesellschaft: Wirtschaftsinteressen sind vordringlicher als religiöse Werte. In den Dörfern dominiert aber immer noch die Kirche.

Kirchenbauten vergegenwärtigen auch Geschichte. Es ist faszinierend, dass wir Kirchen aus der Romanik, der Gotik, der Renaissance, dem Barock, dem Historismus und der Moderne haben. Gerade ihre Vielgestaltigkeit ist ein ungeheurer Reichtum. Geschichte prägt entscheidend die Identität einer Gesellschaft. Es war bezeichnend, dass im Bosnienkrieg mit Vorliebe die Kirchen und Moscheen des jeweiligen Gegners beschossen und zerstört wurden. Damit wollte man die Zeichen seiner Identität treffen.

Solche Schätze müssen gehoben werden. Es ist doch erstaunlich, dass in einer Zeit, in der die Institution Kirche heftig kritisiert wird und ihr Einfluss schwindet, immer mehr Menschen Kirchenbauten besuchen. Die Motive können verschieden sein. Mancher erfreut sich an der Schönheit der Bauten, ein anderer interessiert sich für Geschichte. Nicht wenige wollen die spirituellen Qualitäten der Kirchen erfassen. Die Menschen spüren, dass viele Kirchen authentischer Ausdruck von Glaube und Frömmigkeit sind. Welch außerordentliche Chancen Kirchenführungen haben, ist mir in der kommunistischen Zeit im Osten bewusst geworden. Sowohl in Naumburg als auch im Erfurter Dom haben die Führer Jugendlichen, denen die einfachsten Grundbegriffe des Glaubens fehlten, die Augen geöffnet und den Glauben nahe gebracht. Im damaligen Leningrad haben Reiseteilnehmer, die russisch verstanden, Führungen für junge Menschen in einer ehemaligen Kathedrale, die als „Museum für Atheismus“ fungierte, mitgemacht. Der eine Führer gab die ideologischen Vorurteile über die Religion weiter, während der andere kenntnisreich und mit Engagement die Welt der Ikonen erschloss.

Auf großes Interesse stoßen nach meiner Erfahrung Führungen in modernen Kirchenbauten, wo man Verständnis für die Prinzipien der heutigen Liturgie und Architektur wecken kann. Kirchenführungen können allerdings ganz verschieden gestaltet werden. Horst Schwebel sagt: „Eine Kirchenführung kann 1. klassisch-kunsthistorisch orientiert sein. Sie kann 2. an Wahrnehmungs- und Erlebniselementen orientiert sein. Sie kann aber auch

¹⁹ Günther Bandmann, *Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger*, 3. Aufl., Berlin 1965.

3. geistlich orientiert sein – mit Meditation, Gebet, Lied und Bibelzitaten.²⁰

Kirchen als Räume zeitgenössischer Kunst

Kirchenführungen sind freilich nicht die einzige Möglichkeit, Räume zu erschließen. Oftmals sind wir einen Raum so gewohnt, dass wir gar nicht mehr hinschauen. Seit den 1980er Jahren finden immer häufiger Ausstellungen von Gegenwartskunst in Kirchen statt. Durch die entstehende Irritation lernt man neu sehen; Fragen werden geweckt. Das können künstlerische Installationen sein; eine Gemeinde kann aber auch einen Künstler beauftragen, ein auf diesen Raum bezogenes Werk – oder mehrere – zu schaffen und an Ort und Stelle zu verwirklichen.²¹

Ein lebhaftes Echo in der Öffentlichkeit haben die Ausstellungen und Installationen gefunden, die Pater Friedhelm Mennekes SJ in der Jesuitenkirche St. Peter in Köln initiiert hat. Dabei hat er die Erfahrung gemacht, dass Künstler gern in einem alten Raum ausstellen (St. Peter ist eine gotische Kirche), weil sie die Atmosphäre schätzen, die sie in modernen Räumen oft vermissen. Voraussetzungen für solche Initiativen sind allerdings Kompetenz und ein Gespür für Qualität. In einer Situation, in der das Verhältnis von Kunst und Kirche ein spannungsreiches ist,

kommt es darauf an, dass der Künstler sich als gleichberechtigter Partner erfährt. „Künstler, zumal solche, die in der Fachwelt anerkannt sind, bestehen darauf, dass ihre Arbeit den eigenen Ideen und Intentionen verpflichtet bleibt.“²² Selbstverständlich muss die Gemeinde eingebunden werden. Der Umgang mit moderner Kunst bedarf oft eines längeren Lernprozesses. Häufig erreicht man durch eine solche Ausstellung allerdings nicht nur die Gemeindemitglieder, sondern völlig neue Besucherschichten, die sich für Gegenwartskunst interessieren und für Fragen und Probleme offen sind. Es zeigt sich immer wieder, dass der Raum das öffentliche Medium schlechthin ist und dass die Kirche durch den Raum und das, was darin geschieht, als öffentlicher Faktor wahrgenommen wird.

Von besonderer Dringlichkeit ist die Auseinandersetzung mit der Kunst unserer Zeit. Man kann sich nicht immer nur in die Vergangenheit flüchten. Rainer Volp hat einmal gesagt: „Die faktische Exkommunikation der Kunst unseres Jahrhunderts hat das Leben der Kirche in starkem Maß ghettoisiert und gelähmt; obwohl dieser Sachverhalt unbestritten ist, werden kaum Konsequenzen daraus gezogen... Keine der christlichen Konfessionen des Westens hat Überlebenschancen, wenn sie sich den starken spirituellen Herausforderungen unserer Kunst heute verweigert.“²³

²⁰ Horst Schwebel, Die Kirche und ihr Raum, in: Sigrid Glockzin-Bever/Horst Schwebel (Hg.), Kirchen – Raum – Pädagogik (vgl. Anm. 1), 11.

²¹ Vgl. Udo Liebelt, Kunst in Kirchen Raum geben – Temporäre künstlerische Installationen für den Raum der Kirche, in: Kirchenräume – Kunsträume, Münster 2002, 156–163. Vgl. Martina Gelsinger, KirchenRaumPädagogik als Disziplin der TheologInnen. Querschnitt durch Publikationen eines sich rasch ausbreitenden Forschungs- und Arbeitsfeldes, in: ThPQ 151 (2003), 292–297.

²² Ebd., 161.

²³ Rainer Volp, Wertewandel in der Architektur – Der Bau der Berliner Großkirchen im 19. Jahrhundert und die Beurteilung des Wertewandels heute, in: Neue Nutzung von alten Kirchen, Berlin 1977, 80.83.

So können Kirchen zugleich Kulturorte werden. Ein erstaunlich weites Feld hat sich in der Evangelischen Kirche Deutschlands aufgetan. In allen Landeshauptstädten gibt es Kunstbeauftragte, in den Städten sind Kunstkirchen ausgewählt worden, die schwerpunktmäßig Ausstellungen, Theater/Tanz, Film u.a. anbieten. Klaus Hoffmann, der Leiter des Zentrums für

Weiterführende Literatur:

Klemens Richter, Kirchenräume und Kirchenräume. Die Bedeutung des Kirchenraums für eine lebendige Gemeinde, Freiburg i. Br. 1998.

Sigrid Glockzin-Bever/Horst Schwebel (Hg.), Kirchen – Raum – Pädagogik, Münster 2002

Medien, Kunst und Kultur der Landeskirche Hannovers, kann „eine hohe Akzeptanz für kirchliche Kunst- und Kulturarbeiten registrieren“²⁴. Das Handbuch „Kirchenräume – Kunsträume“ bringt Erfahrungsberichte aus allen Gegenden Deutschlands und Praxisanleitungen.

Es wäre verwunderlich, wenn es Ähnliches nicht auch in der katholischen Kirche gäbe. Über die Kunststation St. Peter in Köln wurde schon berichtet. In Österreich bemüht sich Univ.-Prof. Monika Leisch-Kiesl an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz um eine Vernetzung der Aktivitäten, die es in den verschiedenen Bundesländern gibt. Besonders aktiv ist bereits seit Jahrzehnten das Kulturzentrum bei den Minoriten in Graz, das derzeit von Johannes Rauchen-

berger geleitet wird. Er hat – zusammen mit seinem Freund Alfred Kölbl, Reinhard Hoeps und Eleonora Louis – die Ausstellung „Himmelschwer“ kuratiert, die sich, von Kirchenräumen und Museen ausgehend, über die ganze Stadt Graz ausgeht. In Linz setzt man auf Teamarbeit, in die das Bauamt, das Kunstreferat und das Kunstinstitut der Theologischen Fakultät eingebunden sind. Aus dieser Zusammenarbeit ist jüngst das Symposium „Altarraum als Gemeinderaum. Umgestaltung bestehender Kirchen“ hervorgegangen.²⁵ Aus der Erfahrung, dass Kunstvermittlung für die Akzeptanz in den Gemeinden notwendig ist, wurde der „Kunstabaukasten“ geschaffen, der diese Arbeit vor Ort auf vielfältige Weise leistet.²⁶

Die schwindenden Mitgliederzahlen haben in den Kirchen eine Ideologie der „kleinen Herde“ entstehen lassen. Der Umgang mit Räumen kann dieser – wie wir glauben – falschen Ideologie entgegenwirken und Kirche in der Öffentlichkeit präsent halten.

Der Autor: DDr. Günter Rombold, geb. 1925 in Stuttgart, Studium der Theologie, Philosophie und Kunstgeschichte, ist emeritierter Professor für Philosophische Anthropologie und Kunstwissenschaft an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz. Zahlreiche Veröffentlichungen u.a.: *Ästhetik und Spiritualität*, Stuttgart 1998; *Der Streit um das Bild. Zum Verhältnis von moderner Kunst und Religion*, Stuttgart 1988; *Christus in der Kunst des 20. Jahrhunderts*, Freiburg 1983.

²⁴ Klaus Hoffmann, Kirchen als Kulturorte, in: Kirchenräume – Kunsträume (s. Anm.22), 260.

²⁵ Vgl. dazu den Dokumentationsband von Monika Leisch-Kiesl u.a. (Hg.), Altarraum als Gemeinderaum. Umgestaltung bestehender Kirchen, Linz 2004.

²⁶ Beate Gschwendtner-Leitner, Kunstbaukasten – Bildende Kunst erleben und verstehen, in: Altarraum als Gemeinderaum (s. Anm. 25), 133–138.